

ROBERT KRAFT



DIE STURMBRAUT

Im Schein der Lampe packte ich meinen Kleidersack aus und ordnete die Sachen in einem Schrank. Dann wollte ich einen Gang durch das Haus machen. Mir sollte ja alles offen stehen. So hatte Mrs. Milner gesagt, die ich doch für die Stellvertreterin der Lady hatte halten müssen.

Alle Gänge waren hell erleuchtet. Türen öffnete ich nicht. Alles hat seine Grenzen. Auf dem Gang des ersten Stockwerks sah ich die Lady mir entgegenkommen, immer noch als Römerin gekleidet.

Mein Entschluß war sofort gefaßt: Steuermann und Kapitän. Sie blickte mich an, ich blickte sie an — und ohne Gruß, nur etwas zur Seite weichend, war ich an ihr vorübergeschritten. Wenn sie etwas von mir wollte, hätte sie es ja sagen können.

Aber diese Ähnlichkeit mit ihrer Cousine! Und sie hatte wirklich ganz genau dasselbe Pickelchen.

Überall begegnete man mir hochachtungsvoll. Ich stellte keine einzige Frage.

Gegen neun war ich wieder auf meinem Zimmer, klingelte dem Diener, der fast augenblicklich erschien, und bestellte das Abendessen, das sofort angerichtet wurde.

„Haben Herr Steuermann sonst noch einen Wunsch?“

„Das würde ich Ihnen schon sagen.“

Nach dem Essen lockte mich die schöne, mondhelle Mai-
nacht nochmals hinaus. Ich spazierte rauchend in den Gartenanlagen umher.

„Richard!“

Betroffen fuhr ich aus meinen Träumen hoch. Unabsichtlich war ich im dunklen Baumschatten vom Weg abgekommen, kurzer, weicher Rasen hatte meinen Schritt unhörbar gemacht.

Vor mir erhob sich zwischen Bäumen ein kleiner römischer Tempel — und dort stand sie — die Lady — in der weißen Tunika — vom Mondschein umflossen, in dem ihr Haar wie Gold leuchtete.

Sie drehte mir den Rücken zu. Schon wollte ich mich zurückziehen, als sie nochmals meinen Namen aussprach, und das bannte mich.

„Mein Richard!“

Mein Name? Weshalb denn mein Name?

Anmerkungen

Und dann breitete sie sehnsüchtig beide Arme aus und begann zu singen, leise, aber doch klang es jauchzend:

*„Du stolzes England, freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich,
Dein König, dein König Richard Löwenherz.“*

„Nein“, sagte sie dann, „nicht England, sondern Blodwen muß es heißen.“

Und sie sang es noch einmal, mit demselben verhaltenen Jubel in der Stimme:

„Du stolze Blodwen freue dich . . .“

Ich zog mich zurück und ging auf mein Zimmer. Lange floh mich der Schlaf, und dann suchten mich seltsame Träume heim.

Prüfungen, und wie die Sache kitzlig wird

Mit dem Morgengrauen erwachte ich, gegen vier Uhr, und klingelte sofort dem Diener.

Zu meiner Verwunderung war dieser sehr schnell zur Stelle. Er sah übernächtigt aus, hatte sich wohl gekämmt, aber nicht ordentlich, sein Anzug war zerknüllt.

„Wo haben Sie geschlafen?“

„Nun — nun — in meinem Zimmer.“

„Aber nicht im Bett. Oder doch angezogen.“

„Ja, auf einem Sofa.“

„Weshalb nicht im Bett?“

„Ihre Herrlichkeit haben gestern abend befohlen, ich soll dem gnädigen Herrn . . .“

„Sprechen Sie von mir? Ich bin nicht gnädig. Ich bin der Herr Steuermann, und wenn Sie zu mir von der Dame sprechen, so sagen Sie einfach ‚die Lady‘. Still! Wie Sie Ihre Herrin selber anreden, ist mir gleichgültig. Nun?“

„Die Lady hat Anweisung gegeben, daß ich Tag und Nacht sofort zur Stelle bin, sobald Sie klingeln, und so habe ich angezogen auf dem Sofa geschlafen.“

„Das haben Sie nicht nötig. Kann ich jetzt schon Frühstück mit Kaffee oder Tee bekommen?“

Ich erfuhr, daß die Lady keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht machte, das ganze Haus mußte immer erleuchtet, mindestens ein Viertel der ganzen Dienerschaft auch während der Nacht auf den Beinen sein, jedes Winkes gewärtig.

Oh, wenn die Lady Blodwen schon solche Bordgewohnheiten hatte, dann würden wir auch recht gut nebeneinander leben können.

„Besorgen Sie mir das Frühstück. Dann legen Sie sich zu Bett. Ich werde Sie am Vormittag nicht mehr rufen.“

Nach dem Frühstück ging ich im Park spazieren. Da kam mir Blodwen entgegen, in dunklem Morgenkleid. Ohne meinen Schritt zu ändern, zog ich den Hut und wünschte einen guten Morgen.

Sie blickte mich im Vorübergehen groß an und hatte nur ein Kopfnicken. Sie sah viel frischer aus als gestern, gerade jetzt aber bemerkte ich in ihrem Gesicht einen schwermütigen Zug, der bei Mrs. Milner gänzlich gefehlt hatte.

„Herr Steuermann!“ erklang es da hinter mir.

Sie hatte sich umgedreht und ich kehrte schnell zurück.

„Mylady befehlen?“

„Ich möchte Sie dann sprechen — vielleicht um acht Uhr, nicht wahr?“

„Um acht Uhr.“

„David wird Sie von Ihrem Zimmer abholen. Bitte.“

Wieder eine würdevolle Neigung des Hauptes, und sie setzte ihren Weg fort.

Als eine am Haus angebrachte Uhr die achte Stunde verkündete, klopfte David an meine Zimmertür. Ich durchwanderte unter seiner Führung einen endlosen Gang. Die Lady hatte ihre Zimmer in einem anderen Flügel des weitläufig gebauten Hauses.

Mir fielen einige Türen auf, die schwer mit Eisen beschlagen waren. Eine solche öffnete der Alte, wobei es klingelte. In dem Salon fletschte mir knurrend eine riesige Bulldogge die Zähne entgegen, beruhigte sich aber sogleich auf des Alten Zuruf. Die zweite Tür, die wir unter einem Klingelzeichen durchschritten, war schon mehr gepanzert zu nennen, und dasselbe galt von der dritten Tür, an die David stark klopfte.

Die Lady, an deren Seite mich wiederum ein riesiger Köter zähnefletschend begrüßte, öffnete.

Sie brachte den Hund zur Ruhe und schloß die Tür wieder. Der Alte war draußen geblieben.

In dem nur kleinen Zimmer fiel am meisten der große Geldschrank auf, der neben einem Schreibtisch stand, an dem offenbar wirklich viel geschrieben wurde. Dann waren da noch einige von der Decke herabreichende Vorhänge, die etwas abschlossen, und ich vermutete, — wie sich später herausstellte, auch ganz richtig, — daß dies zugleich das Schlafzimmer der Lady sei. Sie schlief auf oder doch neben ihren Geldsäcken, geschützt durch einige Panzertüren, bewacht von zwei oder noch mehr Bulldoggen.

„Wissen Sie die Bank von England in der City?“

Ich kannte das Gebäude, an dem jeden Mittag die Wache aufzieht.

„Ich bitte Sie, diesen Scheck einzulösen. Es sind zehntausend Pfund Sterling. Die Bank wird um zehn geöffnet.“

Sie gab mir ein Blättchen Papier, bedruckt und beschrieben.

„Wird man mir denn auch so viel Geld gleich aushändigen? Ich bin in derartigen Geschäften ganz unerfahren.“

„Sie haben noch nie einen Scheck eingelöst?“

„Nein.“

„Sie haben nur nötig, hier hintendrauf Ihren Namen zu schreiben. Sie sehen, ich habe der Einfachheit halber den Scheck gleich auf Ihren Namen ausgestellt.“

Ja, das stimmte, da stand mein Name — zahlbar an Mr. Richard Jansen.

„Aber ich muß mich doch ausweisen.“

„Auch nicht. Sie erhalten die zehntausend Pfund gegen Abgabe dieses Schecks.“

Ich barg das Papier in meiner Briefftasche und hätte gehen können.

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich ohne Geld bin. Nur wenige Pence habe ich noch in der Tasche.“

„Wieviel wollen Sie?“

„Wollen wir nicht gleich mein Gehalt festsetzen?“

Zwischen ihren Brauen entstand eine Falte, aus der ich mir aber wenig machte.

„Wieviel verlangen Sie?“

„Meine letzte Heuer als Zweiter Steuermann betrug monatlich acht Pfund, bei freier Verpflegung. So viel darf ich wohl auch hier fordern.“

„Das ist sehr wenig.“

„Das ist für mich gerade genug.“

„Schätzen Sie Ihre Dienste nicht höher ein?“

„Bitte, Mylady — ich bin ein einfacher Seemann — bin noch nie in solch eine Lage gekommen — und — mir ist so etwas peinlich . . .“

Unsere Blicke begegneten sich.

„Und mir nicht minder. Darin scheinen wir ähnlich zu sein, und eben deswegen bitte ich Sie, einfach anzunehmen, was ich Ihnen gebe. Sie können es sich ja immer aufschreiben.“

Doch es war nur eine Zehnpfundnote, die sie mir gab.

„Ich erwarte Sie nicht mehr für heute“, sagte sie noch, ehe ich ging. „Sie werden doch noch verschiedenes zu besorgen haben.“

Ich machte mich sofort auf den Weg. Wäre nicht so schönes Wetter gewesen, hätte es geregnet, so hätte ich ohne weiteres einen Wagen gefordert, der mich wenigstens bis nach Leytenstone zum Bahnhof brachte. So ging ich dorthin zu Fuß, von eigentümlichen Empfindungen erfüllt, als ich den Weg zurückschritt, den ich gestern um ungefähr die gleiche Zeit gekommen war.

Ich fuhr bis Fenchurch Station, löste bei Samuel Cohn Uhr und Schlipsnadel ein, kaufte mein im Schaufenster liegendes Taschenmesser und anderes gegen das Dreifache zurück, dann bummelte ich durch die Straßen der Bank zu, kaufte in einem Laden, in dem es allerhand Klimbim gab, was das Herz eines Frauenzimmers erfreut, für sechs Schilling eine Brillant-Brosche, gespickt mit Edelsteinen und Perlen, in einem anderen Geschäft für mich etwas weiße Wäsche, ließ des Bräutigams Kragen und Vorhemdchen und Schlips mit der Brosche gleich zu einem Päckchen vereinigen, das ich auf der nächsten Post an Mary sandte, nur mit einem beigelegten Zettelchen. Denn selber hingehen wollte ich jetzt nicht; zwischen gestern und heute war ein gewaltiger Unterschied.

Dann zur Bank; sie war offen. Wegen Einlösung des Schecks wurde ich an die Hauptkasse gewiesen. Da sah ich mit großen Augen, wie Gold und Banknoten hin und her geschoben wurden — von so etwas hatte ich noch keine Ahnung gehabt.

Jeder Empfänger wurde gefragt, ob Gold oder Banknoten. Ich sah einen Herrn, der zwanzigtausend Pfund, das doppelte meiner Summe, in Gold forderte. Die Goldstücke wurden nicht gezählt, weil es wohl gar zu lange gedauert hätte, sondern auf eine Waage geschaufelt, auf der mein denkwürdiger Unglücksstier Platz gehabt hätte. Ich konnte damals nicht begreifen, wie die Männer an der spielenden Zunge so genau bestimmen wollten, daß auf der Waage gerade tausend Goldstücke im Gewicht von zwanzig englischen Pfund lagen und daß es kein Goldstück zu viel oder zu wenig sein sollte. Ich geriet auf die merkwürdige Idee, daß es wohl bei derartigen Summen gar nicht auf ein Goldstück mehr oder weniger ankäme.

Dann kam ich dran. Ich war noch der Überzeugung, abgewiesen zu werden, wenn ich nicht etwa gar wegen Verdachts . . .

„Hier, Ihre Unterschrift“, sagte der alte Herr. Es warf mir durch seine Brille kaum einen Blick zu und versenkte sich in ein dickes Buch.

Ich hatte meinen Namen hingeschrieben.

„Gold oder Banknoten? Was für Banknoten?“

Die Lady hatte mir deswegen nichts gesagt, und ich hatte mich unterdessen, wenn ich das Geld wirklich bekäme, schon für Hundertpfundnoten entschieden. Das war nicht zu groß und nicht zu klein.

In rasender Schnelligkeit zählte mir ein anderer Herr hundert weiße Papiere hin und bekümmerte sich dann gar nicht mehr um mich. Ich zählte langsam nach — hundert — es stimmte.

Dann war ich draußen, zweimalhunderttausend Mark auf der Brust. Himmeldonnerwetter! Die ganze Straße sah mir mit einemmal anders aus.

Mir war wahrhaftig ganz bang zumute. Ich wollte eine Droschke nehmen, um schleunigst zum Bahnhof zu fahren. Bald aber lachte ich meiner Angst. Für mich selber war

das ja nur wertloses Papier. So frühstückte ich erst in einem kleinen Gasthaus, und gegen Mittag war ich wieder in der römischen Villa.

Im Säulengang stand Lady Blodwen. Bei meinem unvermuteten Anblick fuhr sie jäh empor, und es waren ganz merkwürdige Augen, die mich anstarrten, erst erschrocken, dann mit einemmal aufleuchtend — und in diesem Augenblick zuckte es durch mein Hirn: „Herrgott, die hat doch nicht etwa geglaubt, ich könnte mit dem Geld durchbrennen?“

Doch in der nächsten Sekunde schon hatte ich diesen schmachlichen Verdacht zurückgewiesen — es war ein so blitzähnlicher Gedanke gewesen, daß deswegen kein Tropfen Blut in meine Wangen stieg.

„Sie sind schon wieder zurück?“

„Ich habe mich beeilt, weil ich noch niemals so viel Geld bei mir getragen habe; man muß sich erst daran gewöhnen. Wo soll ich Ihnen das Geld geben?“

„Gleich hier.“

Ich zog die Scheine aus der Brusttasche.

„Es sind hundert Hundertpfundscheine. Wollen Sie nachzählen?“

Sie tat es nicht.

„Danke.“

Sie wandte sich und ging. Ich blickte ihr nach. Weshalb war das blasse Gesicht plötzlich so purpurrot geworden?

Nachdem ich zwei Stunden zu Mittag gegessen — nein, gespeist hatte, wurde ich wieder zu ihr bestellt.

Ich sollte zu einem Mr. Cockswell gehen — oder ich könnte auch einen Wagen benutzen — ein Farmer, nur eine Viertelstunde von hier entfernt, und ihm diesen Brief abgeben.

Die Aufforderung war im höflichsten Ton gehalten, auch der Inhalt des Briefs wurde mir gesagt: Der Farmer hatte eine Hundezucht, und die Lady erwartete zwei junge Tiere.

„Würden Sie die Güte haben, die Tierchen vielleicht gleich mitzubringen?“

„Gewiß doch!“

„Und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie um sechs Uhr wieder hier sein könnten.“

„Ich werde hier sein.“

Ich ließ mir von einem Diener den Weg beschreiben und machte mich auf die Socken.

Es war ein kleines Bauerngut, dessen Hof ich betrat, alles in musterhafter Ordnung, sehr viele Hunde, unter denen ich auch die Eltern jener Bulldoggen aus der Villa vermutete.

Einen gutgekleideten Bauern hielt ich für den Farmer.

„Mr. Cockswell?“

„Nein, der sitzt drin. Ich bin der Verwalter.“

„Ich habe an Mr. Cockswell einen Brief abzugeben.“

„Da gehen Sie nur hinein. Sie sind wohl Seemann?“

„Steuermann.“

„Na, da wird sich der Master freuen!“ sagte der Mann mit einem schadenfrohen Grinsen, und dann rief er einem Knecht zu: „Pet, mach mal gleich 'ne Schubkarre zurecht!“

Für diese Worte füge ich gleich die Erklärung bei, wenn ich damals auch noch nichts davon wußte.

Mr. Cockswell war ein sogenannter Millionenbauer, der nicht von seinem kleinen Stammgut herunterging. Er ließ sich gern besuchen und hatte die niederträchtige Angewohnheit, den Besuch stets bezechet zu machen und ihn in sinnlosem Zustand auf der Schubkarre nach Hause fahren zu lassen. Das war bei ihm eine Art von Leidenschaft — die ich übrigens auch noch bei anderen Menschen gefunden habe. Er war deswegen in der Umgegend verhaßt und hatte auch schon manchen Familienfrieden zerstört.

Ich sah einen älteren Mann, der einen durchaus biedereren Eindruck machte. Er war ja sonst auch ein ehrlicher Mensch — bis auf jene niederträchtige Schadenfreude.

„Nee, die Tiere müssen noch bei der Mutter bleiben. Wie kommt es denn, daß die Lady Sie schickt?“

„Ich bin gestern in ihre Dienste getreten.“

„Ach was! Na, da wollen wir erst einmal zusammen trinken.“

Es war der schwerste Portwein, mit dem er zwei Gläser füllte.

Wie ich zu dieser Stellung käme, ob ich nicht Seemann sei.

Ich erzählte von dem wilden Stier und von allem andern, soweit ich mochte.

„Na, die Stellung halten Sie mal feste, junger Mann“, sagte er, und dabei schenkte er immer ein.

Er fragte weiter, aber durchaus nicht neugierig. Er bedauerte die Lady, deren Verhältnisse er kannte; und dann fing er von Argentinien an, wo er in seiner Jugend gewesen war, ich auch, und so schwatzten wir immer weiter, aßen Brot und Schinken und tranken ein Glas nach dem andern.

Dann führte er mich in seinen Keller, der mit Flaschen und Fässern vollgepfropft war. Wir nahmen Kostproben von den Weinen, und dann ging es oben weiter.

Der Alte bekam nach und nach gläserne Augen, begann zu lallen, blieb aber noch immer trinkfest.

„Damn'd, kannst du aber saufen!“ sagte er zuletzt bloß noch.

Um fünf stand ich auf. Der Alte wollte mich nicht gehen lassen, ich ließ mich aber nicht halten. Er begleitete mich auf den Hof hinaus, konnte auch noch ganz gut laufen — mit einemmal aber kam er ins Schießen, zum Misthaufen hin, drehte sich ein paarmal im Kreis, dann lag er auf dem Mist und streckte alle viere von sich. Ich überließ ihn den lachenden Knechten. Zu fürchten war nichts, denn er begann gleich friedlich zu schnarchen.

„Da ist er einmal an den Unrechten gekommen“, hörte ich hinter mir sagen.

Daheim angekommen, nahm ich ein Bad. Als ich in meinem Zimmer letzte Hand an mich legte, sah ich vom Fenster aus auf dem Weg, der nach der Farm führte, einen Reiter angesprengt kommen, den ich als einen Reitknecht der Villa erkannte. Ich dachte mir nichts weiter dabei.

Schlag sechs Uhr meldete mich David der Lady an, die mich diesmal im Erdgeschoß empfing. Sie war zum Ausgehen bereit und trug einen Umhang.

„Würden Sie mich auf einer Spazierfahrt begleiten?“

„Sehr gern.“

Jetzt fiel mir etwas ein. Gleich bei meinem Eintreten hatte sie mich wieder einmal mit großen Augen angesehen, und ich entsann mich, daß mich alle Diener, denen ich bei meiner Rückkehr begegnete, noch mehr aber nach dem Bad, so eigentümlich von der Seite gemustert hatten.

War der Reitknecht vielleicht auf der Farm gewesen und

hatte hier erzählt, wie wir beide dort gepichelt hatten? Wußte es auch die Lady und glaubte sie nun etwa, ich brächte statt zweier kleiner Hunde einen großen Affen mit? Ich mußte innerlich lachen.

„Was sagte Mr. Cockswell?“

Ich erzählte ihr des Farmers Auskunft über die Hunde.

„Schade! Ein sehr netter Mann, dieser Cockswell, nicht wahr? Gehn wir!“

Der Wagen war schon vorgefahren. Ein Diener öffnete den Schlag.

Beim Einsteigen nahm sie meine Hand zur Stütze an, und dann, als ich hinter ihr stand, merkte ich erst, wie fein sie gekleidet war. Es war ein himmelblaues Kleid, von so einem Stoff, den man wohl ‚duftig‘ nennt, obschon er gar nicht zu duften braucht, darunter kiekten noch eine ganze Menge von weißen Spitzen hervor, dazu niedliche Halbschuhchen, die wie Goldkäfer glänzten, und . . . Herr du meine Güte, und dabei ganz zerrissene Strümpfe! Tatsächlich, ein Loch am andern!

Als der Diener die Tür geschlossen hatte, konnte ich erst gar nichts sehen, weil die Fenster mit blauen Gardinen verhängt waren. Ich hätte mich beinah auf die Lady gesetzt.

„Bitte, setzen Sie sich mir gegenüber.“

An ihrer Stimme erkannte ich, wo sie saß; dann gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit.

Fort ging's. Es war und blieb in der Kutsche dunkel, schwül und langweilig. Die wollte weder ein Fenster noch ihren Mund öffnen.

Ich träumte. Das taktmäßige Rucken des Wagens verwandelte sich in eine Melodie.

*„Du stolze Blodwen freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich,
Dein König, dein König Richard Löwenherz.“*

Ich konnte mich dagegen wehren, wie ich wollte, diese Melodie summt mir ständig in den Ohren; im Geist mußte ich dazu auch den Text singen, und vor meinen Augen sah ich immer die zerrissenen Strümpfe.

Es ist doch merkwürdig mit solchen feinen Stadtleuten – auch wenn sie auf dem Land wohnen. Außen herum kann's

nicht fein genug sein, Goldkäferschuhe, — und dann durchlöcherte Strümpfe. Und wenn das nun bei den Strümpfen schon so ist, die man doch manchmal sehen kann, wie mag da erst das andere beschaffen sein, was man für gewöhnlich nicht sieht!

Na, wenn bei mir an Bord ein Matrose mit zerrissenen Strümpfen herumliefe, mit dem wollte ich aber längsfahren!

Es wurde noch dunkler, weil wir in einen Wald kamen, auch begann es Abend zu werden. Wohin fahren wir eigentlich? Wir hätten bald umkehren können, ich dachte lebhaft ans Abendbrot, und — und — ich weiß nicht, ich hatte immer einen lockenden Bratengeruch in der Nase.

Aber das hier war langweilig. Sollte ich einmal etwas sagen? Nein! Kapitän und Steuermann — dabei sollte es bleiben.

Ich mochte dieses verdammte Lied von Richard Löwenherz ungefähr zum hundertsten Mal innerlich singen, als sie endlich den Mund bewegte.

„Sie haben wohl eine gute Bildung genossen, Herr Steuermann, wenn ich fragen darf?“

Ich wußte sofort, woran ich war. Jawohl, zu dieser Frage war sie sogar sehr berechtigt. Ein Jachtbesitzer muß sich doch seinen Kapitän ansehen, daß er nicht einen ungebildeten Runks in die Kajüte bekommt. Doch sollte ich etwa alle die Schulfächer herzählen, die ich durchgebüffelt hatte? Ich wußte mich anders auszudrücken.

„Oh, was das anbetrifft, Mylady — ich kann noch den Ovid auswendig, und vom Homer alle Stellen, wo es eine Hauerei gibt — im Urtext, meine ich — ich kann auch viele Teile der Bibel im Urtext lesen, weil ich im Hebräischen Privatstunden hatte. Ich sollte nämlich Pastor werden. Auch Klavierspielen kann ich noch recht gut. Nur geht dabei meistens das Klavier in die Binsen.“

Ein schluchzender Laut erscholl, und ich sah an den Schattenumrissen, wie sie schnell ihr Taschentuch vors Gesicht führte. Nanu, warum fing die denn mit einem Mal zu weinen an? Oder — oder — wollte die etwa ein Lachen ersticken? Was gab's denn da zu lachen? Ich hatte doch gar nichts Lächerliches gesagt.

Doch nein, sie hatte sich nur einmal die Nase geputzt. Sonst wäre ihr Ton wohl nicht gleich wieder so ruhig gewesen.

„So, Pastor hatten Sie werden sollen?“

„Ja. Das heißt, ich sollte Theologie studieren. Es war der heißeste Wunsch meiner Eltern, mich dereinst auf der Kanzel predigen zu sehen. Ich betone das ‚sehen‘ — Sie wissen schon — so in der schwarzen Kutte mit der mächtigen Halskrause und nun recht tüchtig mit den Armen herumgefuchelt. Aber ich hatte keine Lust zum Pastor. Als es soweit war, wurde ich lieber Schiffsjunge.“

Wieder mußte sie sich die Nase putzen.

„Sie haben als Seemann wohl recht viel erlebt? Ach, bitte, erzählen Sie doch etwas!“

Ja, das konnte ich. Die Hauptsache war mir, daß mir dabei das verdammte Lied von Richard Löwenherz mit den zerrissenen Strümpfen nicht mehr in den Ohren summt.

Eine halbe Stunde erzählte ich, schilderte einige besondere Erlebnisse, und wenn der Kutscher keinen großen Bogen machte, so fuhren wir noch immer geradeaus, und draußen war es schon so finster wie hier drinnen.

„Da wollen Sie sich wohl auch einmal selbständig machen?“

Aha! Jetzt kamen wir endlich auf die richtigen Planken! Ich wollte ihr erklären, daß ein Kapitän noch lange nicht selbständig ist, dazu gehört ein eigenes Schiff — sie unterbrach mich sehr bald.

„Ich meine, da wollen Sie doch auch einmal heiraten?“

„Heiraten?“ wiederholte ich in ehrlichem Staunen. „Nee, aufs Heiraten bin ich nun weniger erpicht. Und ich kann gleich jetzt Brief und Siegel darauf geben, daß ich nie und nimmer heiraten werde — nicht für acht Tage.“

„Weshalb denn nicht?“

„Weil die Ehe das Gegenteil der Selbständigkeit ist.“

Ich dachte, die könnte doch selber ein Lied vom Heiraten singen, und ich erwartete schon, sie würde es mir vortragen. Doch es sollte anders kommen.

„Aber geliebt haben Sie doch schon einmal?“

Was sollte ich denn darauf erwidern? Kapitän und Steuermann! Nur immer offen, kein Blatt vor den Mund.

„Geliebt? Einmal? Ach, eine ganze Masse mal! Na ja, wie's bei uns Seeleuten so zugeht.“

Schon wieder putzte sie sich die Nase, und diesmal gründlich. Sie mußte in der Finsternis den Schnupfen bekommen haben. Solange es hell geblieben war, hatte ich davon nichts bemerkt.

„Wir fahren zu einem Landhaus; gleich sind wir da.“

Ich sagte nichts und dachte nur über die Lösung der Abendbrotfrage nach.

„Es ist ein ganz einsam liegendes Haus“, fuhr sie fort, „unbewohnt, aber eingerichtet. Ich habe Proviant mitgenommen.“

Aha, ah! Daher die gebratene Atmosphäre!

„Ich liebe solche nächtlichen Fahrten. Wir übernachten auch hier. Ich schlafe sehr oft außerhalb. Das stört Sie doch nicht, Herr Steuermann?“

Wenn es die nicht störte — mich störte es gewiß nicht. Ich machte mir damals verdammt wenig Gedanken über so etwas. Es ist doch gleichgültig, wo man seine verbrauchten Kräfte durch Schlaf ersetzt, wenn nur das Lager nicht allzu hart ist; und frieren und vollgeregnet werden darf man dabei auch nicht.

Der Wagen hielt. Nach dem Aussteigen sah ich im Schein der Wagenlaterne die Umrisse eines großen Steinkastens — so ein altes, englisches biederer Landhaus. Um mich herum sah es recht verwildert aus. Ein Fensterladen stöhnte, ein anderer quietschte.

„Ich bin gespannt, ob unterdessen eingebrochen worden ist.“

„Sie lassen das Haus ohne Aufsicht?“

„Ja. Was tut's? Mögen Obdachlose darin nächtigen und mitnehmen, was ihnen gefällt. Wenn sie nur die paar Zimmer verschonen, die ich manchmal benutze.“

Ja, wie es bei der stand — die ganze hoffnungslose Erbschaftssache — ich konnte ihre Gleichgültigkeit begreifen.

Der Kutscher, ein alter Mann, wohl schon an solche nächtlichen Ausflüge gewöhnt, spannte schon die Pferde aus. Sie bat mich, eine der Lampen abzunehmen und ihr zu leuchten, brachte einen großen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn ins Haustürschloß.

„Die ist nicht aufgebrochen. Dann wird auch niemand drin gewesen sein.“

Wir traten ein. Ich sah schöne Zimmer mit altertümlichen Möbeln, alles gediegen, aber verstaubt. Das wäre so etwas für Zigeuner gewesen. Doch man ist in England mit solchen unbewohnten Häusern überhaupt sehr sorglos und darf es sein. Fahrendes Volk gibt es dort gar nicht, Einbrecher gehen nur in die Stadt, nach London. Und die Polizei ist ausgezeichnet. In England wird nach zehn Uhr die Nacht hindurch jede Haustürklinke einmal von einem Konstabler in die Hand genommen, desgleichen drückt er gegen jedes Erdgeschoßfenster — das gilt von jedem einzelnen Londoner Haus genauso wie vom einsamsten Gehöft — und ist irgend etwas offen, so wird der Besitzer geweckt; er hat die Pflicht, alles zu schließen. Ist das Haus unbewohnt, so kennt der Sicherheitsbeamte doch die Wohnung des Besitzers oder dessen Stellvertreters; er geht hin und holt ihn.

Für dieses Haus hier hatte ein benachbarter Farmer die Verantwortung gegen eine Entschädigung übernommen.

Wir stiegen die Treppe hinauf. Ich konnte wieder einmal die hoffnungslos zerrissenen Strümpfe unter dem seidenen Allerlei bewundern. Während die anderen Zimmer offen gewesen waren, mußte die Lady hier wieder einen Schlüssel gebrauchen; ich sah zwei Zimmer, die doch einen etwas anderen Eindruck machten; einmal waren sie weniger verstaubt, und dann enthielten sie einige Gerätschaften, die vor noch gar nicht langer Zeit benutzt worden waren: eine Lampe, eine Petroleumkanne, noch halb voll, einen Kasten mit Kohlen und ähnliches.

In einem Zimmer stand ein Himmelbett, ein mächtiges Ding, das einen ganz sauberen Eindruck machte. Sonst hatte ich nur leere Bettstellen gesehen, etwas ausgeräumt hatte man ja wohl doch. Der andere Raum schien als Küche und Eßzimmer gedient zu haben, auf dem Tisch lagen noch Krümel.

„Nun machen wir ein nächtliches Picknick oder Biwak; aber wir müssen uns selber bedienen. Zuerst Feuer zum Tee. Schön wäre es ja, wenn wir den Kutscher nicht brauchten. Eignen Sie sich zu so etwas?“

Na und ob! So etwas war ja gerade mein Fall. Ich hatte schon Holz erspäht und das bei Samuel Cohn ausgeruhte Taschenmesser in der Hand. Vorher untersuchte ich die Lampe und brannte sie an; die Lady entnahm unterdessen einem Schrank angerissene Pakete mit Tee, Zucker und anderen haltbaren Lebensmitteln; dann spendeten die Taschen und Sitzkästen des Wagens Rostbeef, drei Brathühner und andere schöne Sachen; auch einige vertrauenswürdige Flaschen kamen zum Vorschein, ferner Teller, Messer, Gabeln — es fehlte nichts.

Der Teetopf sang über dem offenen Kaminfeuer. Es war herrlich. Wirklich, diese Lady war doch ein ganz famoseres Weibsstück! Wenn die solche Liebhabereien hatte, dann wollte ich schon mit ihr an Bord auskommen. Hätte sie nur nicht solche zerrissene . . . nein, daran wollte ich gar nicht mehr denken. Ich sah schon lange nicht mehr hin.

Auch sie war mit behilflich und legte dazu Hut und Umhang ab. Himmel! Unten wohl eine ganze Masse von Röcken, wenigstens den Spitzen nach zu schließen, und oben gar nichts. Das heißt, sie hatte schon etwas an, aber von einem ganz durchsichtigen Stoff, wie Spinnweben, daß man oben bis auf die Haut sehen konnte; die Ärmel waren ganz aufgeplatzt, freilich wohl künstlich, solche lange Lappen, die auf der äußeren Seite nur durch Schleifchen zusammgehalten wurden. Ich hätte gar nicht gedacht, daß das schlanke Mädchel solch prachtvolle Arme haben könnte; fast wie die Mary.

Der Eßtisch war fertig. Der Kutscher erhielt seinen Anteil, mit dem er sich aber wieder zu den Pferden zurückzog. Er hatte neben dem Stall ein hübsches Zimmerchen.

Wir aßen — oder speisten vielmehr. Sie trank Tee mit etwas Rotwein, und ich Rotwein mit etwas Tee. Dann wurde Glühwein ohne Tee gemacht, dem sie ebenfalls zusprach, wenn auch sehr mäßig.

Nach dem Essen setzten wir uns an das offene Feuer, das aber nicht mehr wärmte, wenn man nicht seine Nase dicht dranhielt. Sie hielt nur ihre Füße daran, und bei solchen mehr ganz als halbnackten Füßen und Waden mußte sie ja auch frieren. Faktisch Loch an Loch; die Löcher hingen kaum noch zusammen. Und es half alles nichts, ich mußte

es sehen, weil sie auch noch die Beine übereinandergeschlagen hatte und mit dem einen vorgestreckten Fuß immer schaukelte. Ob die sich nur gar nicht schämte? Aber das Schuhchen war wirklich prachtvoll, das flimmerte in dem roten Widerschein des Feuers wie ein goldgrüner Karfunkelstein.

Schon beim Essen hatte ich von meinen Abenteuern erzählen müssen, jetzt auch. Aber immer kam sie wieder auf die Liebe zurück — wie alle Frauenzimmer, das ist bei denen doch die Hauptsache.

Ob ich schon in Spanien gewesen sei. Ja. Ob die Spanierinnen recht schön wären. O ja — manchmal — manchmal auch nicht — sie werden schnell alt, und dann klappen sie zusammen. Ob ich mit einer Spanierin schon ein Verhältnis gehabt hätte.

„Nicht nur mit einer.“

„Bitte, erzählen Sie!“

Nun, ich verstand zu erzählen — und wenn ich wollte, auch sehr behutsam. Ich verstand, durch die Schilderung von kleinen Zwischenfällen und Charakterschilderungen von anderen Dingen abzulenken. Alles brauchte sie doch nicht zu wissen, wenn sie auch schon verheiratet gewesen war. Das konnte ich ihr doch nicht erzählen.

Und dabei schaute sie mich mit ihren großen, blauen, immer stärker leuchtenden Augen unverwandt an. Bei der begann der Glühwein zu wirken. Nicht minder bei mir, der ich immer wie gebannt die Überbleibsel eines Strumpfes betrachten mußte, durch dessen Löcher es wie Schnee leuchtete.

Dann trat eine Pause ein. Stumm starrten wir in die Funkenbilder des erlöschenden Feuers.

„Haben Sie von der Lady Esther Stanhope gehört, — von der Sibylle des Libanon?“ fragte sie plötzlich.

„Oder die Königin von Tadmor — oder die Zauberin von Dschihun“, ergänzte ich. „Ja, deren Lebensgeschichte kenne ich ausführlich.“

Ich erklärte ihr, woher. Ein Zufall. Ein Maat hatte ihre englische Lebensbeschreibung in seiner Kleiderkiste gehabt.

Lady Esther Stanhope ist wohl das merkwürdigste und

abenteuerlichste Weib, das je gelebt hat. Geboren zu London am 12. März 1776 als Schwester des berühmten Diplomaten Graf Philipp Henry von Stanhope, Nichte des noch berühmteren Pitt. Bis zu Pitts Tod, 1806, leitete sie diesem, einem Junggesellen, den Hausstand, war zugleich seine Sekretärin und machte selber in Politik. Dann ging sie auf Reisen, bis sie sich in Syrien eine neue Heimat gründen wollte, ein abenteuerliches Königreich. Denn an tollen Einfällen hatte es ihr nie gefehlt. Durch geheimnisvollen Hokuspokus verbreitete sie um sich das Gerücht, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, über unermeßliche Schätze zu gebieten und dergleichen. Besonders auf die Drusen übte sie einen gewaltigen Einfluß aus. Daß der allmächtige Ibrahim Pascha, Vizekönig von Ägypten, damals seinen Siegeszug durch Kleinasien unterbrach, nicht auch in die Türkei einfiel, was die schwersten politischen Verwicklungen aller Mächte nach sich gezogen hätte, das hatte man nur Lady Esther zu verdanken. Als ‚Königin von Tadmor‘ trat sie dem ägyptischen Napoleon entgegen, und vor der Zauberin von Dschihun oder der Sibylle des Libanon kehrte der unbesiegte Feldherr um. Dieses Weib soll durch Blick, Wort und Wesen eine wunderbare Macht auf jeden Menschen ausgeübt haben.

Aber mit den unerschöpflichen Geisterschätzen war es nichts. Die Sibylle des Libanon und Königin von Tadmor starb in bitterster Armut, verlassen und verspottet von ihren Anhängern, am 23. Juni 1839, nur umgeben von einigen treuen Arabern, und auch ihr Arzt hatte bei ihr ausgehalten, Doktor Alois Selo, wohl ein Österreicher, der dann ihre Lebensgeschichte herausgab.

„Sie war meine Großtante.“

„Was Sie nicht sagen!“ staunte ich.

„Ja. Ihre Schwester, Lady Blodwen Stanhope, heiratete meinen Großvater. Ich soll ihr ungemein ähnlich sehen — meiner Großtante, der Lady Esther.“

Ja, das konnte man bei diesen merkwürdigen, trotzigem und dennoch reizvollen Zügen wohl glauben. Und an phantastischen Kunststückchen sollte die hier ja auch schon etwas geleistet haben, ich selber hatte ja schon etwas davon erfahren.

Sie starrte traumverloren in die letzten Funkengebilde des verglimmenden Feuers, die jetzt illuminierte Gebäude zeigten, um gleich darauf feurige Umrisse von Fratzen und ungeheuerlichen Tieren anzunehmen.

„Sie kann nicht so arm gestorben sein. Das war freiwillige Entsagung. Ich habe etwas gehört von . . .“

Ich lauschte wie ein Mäuschen. Aber es kam nichts weiter nach. Immer traumverlorener ward ihr Blick.

„Sie wollte sich ein Königreich suchen“, sagte sie dann mit einem sehnsüchtigen Klang in der Stimme, „ach — auch ich möchte Königin sein . . .“

Jetzt wäre es Zeit gewesen, endlich einmal von der Jacht zu beginnen. Mrs. Milner mußte ihr doch meine Gedanken vorgetragen haben.

Da blickte sie nach der Uhr und stand schnell auf.

„Schön elf. Ich bin müde. Wo werden Sie schlafen, Herr Steuermann?“

„Ich kann ja unten beim Kutscher . . .“

„Ach nein. Jemand muß bei mir bleiben; ich fürchte mich allein in dem einsamen Haus.“

Fürchten? Danach sah dieses Gesicht gar nicht aus, wenn sie auch einen noch so ängstlichen Ton anschlug. Wie sie es früher bei solchen nächtlichen Ausfahrten gehalten hatte, durfte ich nicht fragen.

„Sie schlafen hier in diesem Zimmer. Wir werden schon etwas finden, um ein Lager herzurichten.“

Gut! Ein Klappstuhl war bald gefunden, Decken und anderes Zeug gab es auch genug. Sie brannte ein Licht an, gab mir die Hand, wir blickten uns an, sie ging hinüber.

Ich band nur den Kragen ab und zog die Jacke aus, sonst legte ich mich angezogen auf den Klappstuhl, vorsichtig, ich traute dem hölzernen Ding nicht recht; für meine langen Beine brauchte ich noch zwei Stühle, hüllte mich in eine silbergestickte Decke, auf der ‚Wünsche wohl zu speisen‘ stand, blies das Licht aus und rauchte noch ein bißchen.

Drüben rumorte sie noch. Das Himmelbett knarrte mächtig — und dann ward es still. Ich rauchte meine Pfeife aus und schlief ein.

Es war ein merkwürdiger Traum. Sie stand im Mondschein an dem weißen Tempel, jetzt mir aber zugekehrt,

die Arme ausgebreitet, rief mich beim Vornamen und sang das verdammte Lied. Und dann hatte ich sie plötzlich auf den Knien und stopfte ihre zerrissenen Strümpfe. Und dann fing sie wieder an: „Du stolze Blodwen freue dich . . .“

Und dann gab es einen Krach. Mein Bettstuhl war unter mir zusammengebrochen. Nämlich dadurch, daß ich gar zu gewaltsam aufgesprungen war.

Denn das war kein Traum mehr — mein Name wurde wirklich gerufen, und zwar schon vorher, ehe es hier gekracht hatte.

„Herr Steuermann!“ erklang es drüben in ängstlichem Ton.

Im Nu war ich drüben — wunderte mich nur, daß die Zwischentür gar nicht verschlossen war.

Sie hatte schon Licht angezündet und den Himmelvortrag zurückgeschlagen; so sah ich sie halb aufgerichtet im Himmel sitzen, einen Arm erhoben. Ihr Gesicht war gerötet, mit ängstlichen Augen blickte sie mich an.

„Hier ist jemand im Zimmer!“

„Es wird eine Maus gewesen sein.“

„Nein, es war ein Mensch!“

Ich ging zu der anderen Tür; sie war im Gegensatz zu meiner verschlossen und sogar verriegelt — ich leuchtete unter das Bett und fuhr mit dem Feuerschürer unter alle Schränke, unter die sich nicht einmal eine Katze hätte quetschen können. Ich habe Schwestern gehabt, und daher wußte ich Bescheid in der Sache.

„Sehen Sie? Kein Mensch ist darunter. Sonst müßte ich ihn doch vorkratzen. Nur die üblichen Knäuel, die alte Frauen Spinnennester nennen, eine abgedankte Brotrinde und ein antiker Zigarrenstummel.“

„Ich hörte es deutlich rascheln!“

„Dann ist's ganz gewiß eine Maus gewesen.“

„Es mag sein“, gab sie jetzt zu. „Und was für ein Krach war das vorhin? Waren Sie das?“

„Nein, das war mein Bettstuhl. Während ich aufstand, legte er sich ermüdet nieder.“

„Er ist zusammengebrochen?“

„Vollständig, und ich befürchte, daß er nie wieder aufstehen wird.“

„Ja, wo schlafen Sie denn nun da?“

Sie saß noch immer in derselben Stellung in ihrem mächtigen Himmelbett, den bloßen, vollen Arm mit dem Vorhang hochgehoben.

„Oh, zum Drauflegen ist er noch immer zu gebrauchen, nur verdient das Bett nicht mehr den Namen eines Stuhls.“

Sie sah mich lange an, und ihre feinen Nasenflügel zitterten jetzt ganz sichtbar.

„Ich danke Ihnen — schlafen Sie wohl“, sagte sie und schloß den Himmel.

Ich blickte noch einmal auf das ganze weibliche Allerlei, das mit sämtlichen Spitzen und allem, wofür ich keinen Namen hatte, auf zwei Stühlen lag, auch die zerrissenen Strümpfe, und dann war ich wieder drüben.

Himmel, Hagel und Haubitzen!

Schlafen Sie wohl. Jawohl, hatte sich was! Der zerbrochene Bettstuhl setzte mir, wie ich mich auch legte, immer einen Fuß ins Kreuz, und dann . . .

Oh, diese verfluchten Gedanken! Diese Gaukeleien meiner Einbildungskraft!

„Soll ich oder soll ich nicht? Richard, sei kein Esel. Natürlich sollst du, sie will's doch selber. Aber hast du dich nicht in ihre Dienste gestellt? Kapitän und Steuermann! Richard, wenn du sonst kein Frosch bist, sei diesmal einer! Nur diese Nacht noch. Morgen muß es sich entscheiden. So oder so. Oder ich gehe. Das halte der Deiwel aus.“

So marterte ich mich die ganze Nacht, bis der Morgen graute. Dann kam ich endlich auf den gesunden Gedanken, die Stiefel auszuziehen, um geräuschlos hin und her gehen zu können. Und endlich knarrte drüben auch das Himmelbett. Dann plätscherte es. Und dann knarrte das Himmelbett nochmals. Jetzt vermutlich setzte sie sich darauf, um ihre zerrissenen Strümpfe anzuziehen. Dann raschelte es, und dann war sie fertig.

„Guten Morgen, Herr Steuermann! Haben Sie gut geschlafen?“

Sie sah blaß aus wie eine Kalkwand. Ich machte, daß ich hinunterkam, und half mit, die Pferde anzuspannen.

Wir fuhren in dem verdunkelten Wagen zurück, ohne ein einziges Wort zu wechseln.

Was ich im Geisterturm erlebte

Ich war krank. Gemütskrank. Im Magen. Faktisch. Unberührt war das Frühstück fortgetragen worden, ich hatte Mittagessen bestellt, und jetzt stand das auch noch da, und ich saß daneben, den Kopf in die Fäuste gestemmt und stierte vor mich hin.

So konnte das nicht weitergehen. Ich wollte fort. Ich mußte erst tausend Knoten Salzwasser zwischen uns haben. Ich wollte zu ihr gehen und es ihr sagen, sie um Entschuldigung bitten, ich hätte mir die Sache anders überlegt. Aber ich wagte es nicht. Morgen, morgen! Ich schimpfte mich selber einen elenden Feigling. Richard Hasenherz.

Ja, mich hatte etwas gepackt, was ich bisher noch nie kannte. Hatte ich einmal so etwas gehört, hatte ich darüber verächtlich gelacht. Und da muß ich langer Lümmel . . .

Mein Diener kam. Die Lady wünsche mich zu sprechen. Und da war mir, als ob der schwarzgekleidete Diener eine ganze Flutwelle von goldnem Sonnenschein mit sich hereinbrächte. Der Sonnenschein drang mir ins Herz und drang mir in den Magen, daß ich gleich wieder Appetit bekam. Nun war es aber zu spät.

Einen bedauernden Blick auf das kaltgewordene Essen, und ich ging. Ich glaube, ich tänzelte. Ich sollte sie ja sehen, sie sehen! Und auf diesem Weg ward mir klar, daß ich nicht mehr leben konnte, wenn ich sie nicht täglich sah. Ich wäre einfach verhungert. Und das geht bei mir schnell.

Sie sah in der römischen Tunika wieder ganz frisch aus. Jedenfalls hatte sie noch ein Schläfchen hinter sich. Und sie setzte schon wieder ein unnahbares Gesicht auf. Aber daraus machte ich mir nichts. Ich war schon glücklich, sie nur sehen zu können.

Mit einemmal versuchte sie ein ganz geheimnisvolles Gesicht zu ziehen.

„Haben Sie schon einmal einen Geist gesehen?“

„Nee!“ war meine Antwort und ob dieser unvermuteten Frage fiel ich wieder etwas in meinen alten Ton.

„Sie glauben wohl gar nicht an Geister?“

„Nee.“

„Ich — habe — schon — einen — Geist — gesehen!“

„Einen richtigen Geist?“

„Ja.“

„War er weiß?“

„Ja.“

„Dann war's ein Mensch, der sich ein Bettuch umgehängt hatte“, war meine sofortige Erklärung.

Über ihr schwermütiges Gesicht ging wieder jenes eigentümliche Zucken.

„Sie glauben mir nicht, daß ich schon einmal einen Geist gesehen habe?“

„Mylady, Ihr Wort in Ehren — aber ich bin bisher noch keinem Geist oder sonstigem Gespenst begegnet; es ist bisher auch meine Ansicht gewesen, daß es keine sogenannten überirdischen Erscheinungen gibt, obgleich ich Shakespeare nicht widersprechen will, daß es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gibt, als wir mit unserer Philosophie erträumen können. Und werde ich betreffs der Geister eines andern belehrt, bekomme ich nur einen einzigen handgreiflichen Beweis für ihr Vorhandensein, dann will ich gern aus einem Saulus ein Paulus werden.“

Man wird mir trotz aller sonstigen Offenheit, die manchmal an Grobheit grenzen konnte, ein gewisses diplomatisches Geschick nicht absprechen, und wenn ich wollte, so konnte ich sprechen wie ein Buch. Ich hatte ja auch Pastor werden sollen.

„Setzen wir uns.“

„Oh, bitte!“

„Eine kleine Stunde von hier“, begann sie dann, „in der Nähe von Wanstead, steht auf freier Heide ein Turm. Haben Sie überhaupt noch nichts von diesem Hunger- oder Geisterturm von Wanstead gehört?“

„Nein.“

„Eigentlich kennt ihn jeder Engländer; er kommt in Spukgeschichten sehr häufig vor, es besteht über ihn schon eine eigene Literatur. Die ganze Umgegend weiß noch heute von geheimnisvollen Erscheinungen zu erzählen, und ich wünsche sogar, daß Sie sich zuvor darüber unterrichten.“

„Hm.“

„Dieser Turm ist der stehengebliebene Rest eines ehemaligen Schlosses, das der Königin Elisabeth gehörte. Das